



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Romanzen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Mißverständniß das andere drängte, wie die klarsten Intentionen des Componisten nicht zur Geltung kamen, und der Geist dieses Riesenwerks kaum zu ahnen war, würde jetzt zu spät kommen und hier zu weit führen. Freilich mit oberflächlichem Durchspielen in ein oder zwei Proben läßt sich ein solches Werk nicht zwingen, selbst wenn die Kräfte viel bedeutender sind; allein diese Anmaßung ist eben eine Folge der mangelnden Einsicht. Und sehe man ab von dieser allerdings kolossalen Aufgabe. Die Ouvertüren von Cherubini und Weber waren früher wahre Cabinetsstücke unsrer Concerte. Sie wurden mit einer Präcision, einer Sauberkeit und Feinheit des Details, und zugleich mit einer Frische und Begeisterung gespielt, daß es eine wahre Freude war, sie zu hören, und jetzt — wie abgetanzte Ballschönen werden sie durch den Saal gepeitscht, daß man erschrickt über diese Verzerrung der Schönheit und Anmuth.

Der alte Ruhm der Abonnementconcerte und durch sie des musikalischen Leipzigs ist schwer gefährdet; noch einige Schritte abwärts und sie werden auf das Niveau einer Mittelmäßigkeit gesunken sein, von wo eine Erhebung schwer ist.

Romanzen.

Alexander Puschkins poetische Werke, aus dem Russischen übersezt von Fr. Bodenstedt. Berlin, Decker. 1. Band: Gedichte. —

Puschkin ist, wie die bedeutendste, so auch die am meisten charakteristische Erscheinung der russischen Literatur. Während wir auf der einen Seite die augenscheinlichsten Spuren von dem Einfluß jener modernen, aus einem gewissen Verwesungsproceß der Bildung hervorgegangenen Welterschmerzpoesie bei ihm antreffen, wie sie sich namentlich durch Byrons Einfluß über ganz Europa verbreitet hat, drängt sich uns auf der andern ebenso augenscheinlich ein sehr naturwüchsiges Moment auf, die kräftige volksthümliche Basis, die sich nicht nur in Gesinnungen und Ueberzeugungen, sondern auch in der Form der Darstellung, in der Erfindung und Charakteristik äußert. Den Haupttheil dieser Sammlung nehmen Märchen, Balladen und andere Dichtungen epischer Gattung ein. Unter den Märchen finden wir mehre wieder heraus, die uns durch unsre eigne Volksdichtung bekannt sind; allein sie haben eine eigenthümliche Färbung gewonnen, die ihnen gar nicht schlecht steht. Es ist eine kräftige sinnliche Anschaulichkeit und eine innere Harmonie darin, die eine echte poetische Begabung verräth. Am wenigsten gelungen ist dasjenige Gedicht, in welches das moderne Leben mit seiner ganzen Verbildung hereinschaut: „Graf Nulin;“ der epigrammatisch-un sittliche Schluß ist durchaus französisch. Auch die größte dieser epischen Dichtungen, „Pultawa“, welche die Geschichte des Mazepa in streng russischem Sinn behandelt, hat für ihre Breite zu wenig poetischen

Inhalt. Dagegen sind unter den kleinern Bildern viele ganz reizend ausgemalt, und der Uebersetzer, dessen Talent bereits allgemein anerkannt ist, hat es so gut verstanden, mit Beibehaltung von Farbe und Stimmung sie zu germanisiren, daß wir sie als einen bleibenden Gewinn unsrer Poesie begrüßen können. — Die ganze Sammlung ist auf drei Bände berechnet. —

Traum und Erwachen, ein Gedicht von Hermann Grimm. Berlin, Herz. —

Der Dichter, der sich in neuester Zeit auch im Drama mehrfach versucht hat, (Armin, Demetrius) zeichnet sich vor seinen Mitbewerbern um den Kranz der epischen Poesie zunächst dadurch aus, daß er zu componiren versteht. Es ist in diesem kleinen Epos eine klare und feste Gruppierung, eine fortgehende, wenn auch nicht sehr große Spannung und eine einheitliche Stimmung: Dinge, die man seit dem Vorbilde von Anastasius Grün und Lenau mit großem Unrecht als überflüssig für die epische Poesie zu betrachten gewohnt ist. Zwar ist die Grundlage der Fabel fast zu einfach und namentlich nicht sehr auf das Costum berechnet, durch welches die Handlung belebt ist. Demetrius liebt Chariton, sie liebt Diomed, außerdem ist der letztere noch mit einer vornehmen Römerin verlobt. Allein zwischen Diomed und Chariton entspinnt sich ein reales Liebesverhältniß, dem die andern allmählig weichen müssen, und so bleibt den übrigen betheiligten Personen nichts übrig, als zu resigniren. Diese Idee ist einerseits mehr lyrisch, als episch, da die Entwicklung der Gemüthsbewegungen nicht durch Ereignisse sondern bloß durch Stimmungen motivirt wird, andererseits ist sie im äußersten Sinne modern. Die Alten hatten noch nicht die Sentimentalität, an resignirenden Personen ein poetisches Interesse zu nehmen. Allein wir dürfen von dieser Ausstellung absehen, denn es ist dem Dichter in der That gelungen, durch kräftige und poetische Farbe der äußern Welt uns die psychologischen Voraussetzungen der Zeit vergessen zu machen, und er hat die Gemüthsbewegungen so lebhaft dargestellt, daß sie fast an die Stelle von Ereignissen treten können. Vor allen Dingen aber ist in diesem Versuch wirklich etwas, was wir bei dem bei weitem größern Theil unsrer neuen Dichtungen vermissen, nämlich eine Spur wahrer Poesie. Der Dichter deutet nicht bloß nach der gewöhnlichen Manier die Empfindungen im allgemeinen an, sondern er detaillirt sie und geht in dieser Ausmalung von der gewöhnlichen Heerstraße ab. Wir wollen als Beleg einige Stellen anführen, denen sich aber mit gleichem Recht noch eine ziemliche Zahl an die Seite stellen ließ. Zuerst als Chariton den Entschluß gefaßt hat, das gemüthliche Liebesverhältniß mit Diomed zu brechen:

Sie sah ihn an. Nun ward der Schrecken wahr,
Der ihn ergriff: es war im Aug, so graugend,
Unwiderstehlich stark und wunderbar,
Und doch so ruhig in das seine schauend —

Und als sie drauf begann, stand er gebannt,
Zurückgestoßen, zu ihr hingezogen,
Und in ihm schwebt in sturmbewegten Wogen
Ein Angstgefühl, ihm neu und unbekannt.

Später, als Diomed durch eine plötzliche Eingebung sich entschlossen hat,
zu ihr zurückzukehren:

Nun ist des Tempels Fuß erreicht. Es schwingt
Der Jüngling sich hinan, — aus den Gedanken
Reißt sie's heraus — sie steht die Säulen wanken,
Fühlt, wie er mit den Armen sie umschlingt;
Und plötzlich müde bis ins tiefste Leben
Sinkt sie hinab, und glaubt emporzuschweben,
Welt, wie ein junges Blatt im Sonnenstrahle,
Der es im Frühling traf zum ersten Male.
Er nennt sie schmeichelnd, ruft sie an erschreckt,
Küßt ihre bloße Stirn, küßt ihr die Hände
Angstvoll, als hielten starre Grabeswände
Gefühllos ihre Seele ihm versteckt.
Und Amor sieht's mit mitleidsvollem Lächeln,
Bewegt die Flügel, Kraft ihr zuzufächeln,
Lockt ihr ins Herz zurück den leichten Schlag,
Und zaubert ihre Sinne wieder wach.

Das ist wahr empfunden und poetisch dargestellt. Und noch anmuthsvoller
sind zuweilen die Beschreibungen rein sinnlicher Eindrücke, z. B. von einer
Tänzerin: „Bewegung floß durch ihre zarten Glieder harmonisch wie ein fort-
getragener Klang u. s. w.“ — Leider wird dem Leser der Genuß dieser poetischen
Stellen einigermaßen durch die Prosa verkümmert, die sich nur zu häufig vor-
drängt und die gegen das feierliche Versmaß und gegen die Haltung des Uebrigen
umangenehm absticht. Der Dichter muß strenger in seiner Selbstkritik werden. —

Der Tannhäuser, von Adolf Franckl. Weimar, Böhlau. —

Hier ist im Gegensatz zu den vorigen von Composition gar keine Rede.
Der Dichter hat die Sage vom Tannhäuser, ohne daß man den Grund davon
sähe, in die Breite ausgedehnt, und darüber vergessen, uns den realen Halt der-
selben, ja auch nur die Stimmung, in der wir sie aufzufassen haben, klar zu
machen. Auch in der Form ist eine große Unruhe, die jenes behagliche Gefühl
unmöglich macht, das von der echten epischen Dichtung nicht zu trennen ist. Der
Dichter ist nicht ohne Talent zur Schilderung, aber er ist incorrect und nicht
selten gezwungen. Wie es scheint, hat Redwig einen nachtheiligen Einfluß auf
ihn ausgeübt, obgleich dieser Dichter ihm in seiner Weltanschauung diametral
gegenübersteht. — Das Gedicht beginnt mit einem nächtlichen Ritt des Helden
in den Wald. Die Mondnacht ist gut geschildert, ungefähr in der Eichendorffschen

Weise, aber ohne knechtische Nachahmung. In dieser Nacht steht nun der Ritter ein schönes Weib auf einem Felsen sitzen, die uns in einer nicht unpoetischen, aber etwas zu breiten Beschreibung vorgeführt wird. Wir wollen nur eine kleine Stelle daraus anführen:

Kühn, ja übermüthig schwingen
Sich des Leibes schlanke Bogen,
Und in sichern Zauberringen,
Die das Ebenmaß gezogen,
Wirft, nicht minder freiheittrunken
Sprühend tausend tolle Funken,
Recke Anmuth sich und schießt
Gaukelnd über alle Glieder
Bis zum kleinen Fuße nieder,
Der die Reih' der Wunder schließt.

Als der Ritter sie ergreifen will, entwindet sie ihm. Er wird nun von einem tiefen Weh und einer unbegreiflichen Sehnsucht erfaßt, irrt wie ein Träumender umher und denkt nur des schönen Weibes. Soweit wäre alles in der besten romantischen Ordnung. Aber nun kommt die unnöthige und an sich nicht sehr interessante Jugendgeschichte des Helden, ferner eine ganz ausführliche Beschreibung der Hohenstaufenkriege in Italien und andern Ländern mit den unvermeidlichen Lager-scenen, ferner die Ermahnungen verschiedener guten Freunde an den Tannhäuser, er solle sich die Geschichte aus dem Sinn schlagen. Das alles geht so in die Breite, daß wir beinahe die Geduld verlieren, bis endlich Seite 243 ein fremder Spielmann auftritt, der die Sage von der Frau Holda im Hörselberg erzählt. Der Ritter weiß nun, wo er seine Schöne zu suchen hat, er sprengt in fieberhafter Aufregung davon und kommt glücklich auf dem Hörselberg an. Hier bricht der Dichter mit einer schreienden Dissonanz ab und wendet sich zunächst wieder nach Italien, wo er die Hohenstaufengeschichte weiter verfolgt, dann zu der kranken Mutter des Tannhäuser, die in einer durchaus schenßlichen und unbegreiflichen Scene sich wie eine Tolle geberdet, und erst, nachdem er diese hat jämmerlich sterben lassen, wendet er sich wieder zum Tannhäuser zurück, um zu berichten, was er im Hörselberge gefunden. Nach der Stimmung, in die uns die Erzählung vom Tode der Mutter versetzt, sind wir fest überzeugt, ihn in der leidenschaftigen Hölle anzutreffen; aber nichts weniger, er findet seine langvermißte Frau Holda, diese empfängt ihn mit freudigem Willkommen, beide sind vergnügt und der Dichter mit ihnen. Er schließt mit folgenden Worten:

Die beste lebt er seiner Lebensstunden:
Die Stunde, eh' sein bester Wunsch erfüllt.
Ein Schweigen decket, ein durchsicht'ger Schleier,
Was beide rührt. So schweig' auch du, o Lied!

er gewiß Anmuthiges geleistet haben. So aber bleibt die Ausführung weit hinter den Ansprüchen zurück. —

General Spork von Franz Löher. Göttingen, Wigand. —

„Die wirkliche Geschichte“, sagt der Verfasser im Nachwort, hat mehr poetische Kraft, als die künstlich erdachte. Ich habe deshalb nur versucht, geschichtliche Thatsachen meist im Volkston darzustellen, jedoch habe ich ihnen ein loses poetisches Gewand umgethan. Das Büchlein gibt weder ein Heldengedicht, noch eine Romanzenreihe, sondern blos die Geschichte eines originellen tüchtigen Mannes und seiner Zeit.“ — Aber wenn man weder ein Heldengedicht noch einen Romancyclus geben will, sondern eine Geschichte, so scheint es uns zweckmäßiger, daß man sich der Prosa bedient. Offenbar hat dem Verfasser das Beispiel Scherenbergs vorgeschwebt, dem es in einigen kleinen Schilderungen gelungen ist, das Lagerleben durch lebendig stark humoristische Färbung in einer Weise darzustellen, die der poetischen ähnlich sieht. Auch Herrn Löher, der einen kräftigen Sinn für die Geschichte, guten Humor und wackern Muth hat, ist es in einigen kleinen Bildern gelungen, den schicklichen Ton zu finden. Aber als Ganzes betrachtet, ist die Geschichte doch nur versificirte Prosa. Uebrigens sind die Begebenheiten des Generals Spork, eines der besseren Feldherrn im 17. Jahrhundert, an sich interessant genug, um in jeder Form anzusprechen, sei es in Prosa oder in Reimen, im letztern Fall aber mehr quoique als paroeque. —

Merlins Feiertage von Robert Waldmüller. — Hamburg, Neesen und Schirges. —

Merlin ist nicht der berühmte Sohn des Teufels, sondern der Dichter selbst, der sich in den verschiedenen Feiertagen in verschiedene Schichten des Volks begibt und mit regem muntern Sinn zuseht, was man dort treibt. Bedeutend sind diese Anschauungen nicht, aber äußerst anmuthig und gemüthlich, grade wie die früheren Versuche des Verfassers „Unter dem Schindeldach“ und „Trafarthen.“ Inhalt, Empfindung, Anschauung, alles stimmt aufs trefflichste zusammen und bringt ein heiteres und behagliches Gefühl hervor. Eine größere Beschränkung in burschikosen Ausdrücken könnte nicht schaden. —

Die Pfingstweih, eine Idylle in drei Gesängen von Karl Heinrich Kiel, Schröder. —

Wir haben von demselben Verfasser bereits früher einen ähnlichen Versuch angezeigt, das Idyll „Anna.“ Das gegenwärtige Gedicht zeichnet sich vortheilhaft durch einen ansprechenden Stoff und warme Behandlung aus. Das Vorbild des Dichters ist eigentlich nicht Goethe, sondern Voß, der auch seinen nationalen Voraussetzungen näher stand, doch ist die Erzählung belebter, als in der „Luise“, die sich fast in einem zu trägen Stillleben verliert. Das Gedicht behandelt eine Episode aus dem Leben Holsteins, die Wiederkehr eines

verlorenen Sohnes, der von unruhigem Gemüth getrieben das väterliche Haus verließ, um in die französische Armee einzutreten, und der nach langer Abwesenheit reuig zurückkehrt und sich mit seinem Vater versöhnt. Die Stelle, in der das erste Zusammentreffen des Vaters und Sohnes stattfindet, ist wirklich schön und poetisch; es ist nicht blos warm, sondern auch fein empfunden. Die Einleitung ist für unsre ungeduldige Zeit etwas zu breit, und namentlich hätte der Dichter die Predigt, in der er seinen Pfarrer den sittlichen Inhalt des Gedichts verkündigen läßt, etwas gedrängter halten können. Uebrigens ist die religiöse Gesinnung, die sich darin ausspricht, gesund und würdig. —

Der Doppelgänger. Ein Sylvestertraum von Max Serlo. Berlin, Springer. —

Hier haben wir ein höheres Genre, als in dem vorigen, den vollkommenen Anastasius Grün mit seinem reichen Streben nach Gedanken und Bildern, mit seiner Incorrectheit und seiner Unruhe, aber ohne die gemüthliche Grundempfindung dieses liebenswürdigen Dichters. Das Gedicht befriedigt um so weniger, je anspruchsvoller der Dichter austritt, je tiefer er in die Mysterien des Gedankens einzudringen strebt. —

Gedichte von Adolf Böttger. Neue Sammlung. Leipzig, Dürr. —

Wir setzen die Weise des Dichters als bekannt voraus. Er hat eine glückliche Leichtigkeit in der Erfindung, im Versmaß und im Ton; sein Talent ist aber nicht bedeutend genug, um in der Form eine neue Bahn zu brechen und seine Empfindung, obwol nicht ohne Leben, doch nicht von jener Innigkeit, daß sie sich dem Gefühl ebenso einschmeichelt wie dem Gedächtniß. Ein Theil dieser Sammlung hat den Titel „Bilder aus der Jugendzeit“, es sind also wol schon ältere Gedichte; wenigstens treten Reminiscenzen darin stärker hervor, als wir es sonst bei Böttger gewöhnt sind. Auch die beliebten Epigramme gegen die Kritiker fehlen nicht. Woher kommt aber eigentlich diese Empfindlichkeit grade unserer Lyriker gegen die Recensenten? Daß alle die 999, die jährlich ein Bändchen Gedichte drucken lassen, wirklich die Ueberzeugung haben, sie hören etwas so Bedeutendes, daß sie ein tieferes Interesse erregen müßten, das ist doch wol kaum anzunehmen. Freilich wird ihnen in den meisten Fällen das Schicksal, daß überhaupt nur die Kritiker sie lesen, und daß diese sich nicht selten bei einem Bande von mehren hundert Seiten mit 10 bis 20 Seiten begnügen, um dann ihr Gutachten dahin abzugeben, daß sie durchaus keinen Grund finden, überhaupt ein Gutachten abzugeben. Was ist denn dabei für ein Unglück? In der Regel haben ja diese Gedichte ihre gute Wirkung schon gethan. Sie sind guten Freunden vorgelesen, einer liebenswürdigen Dame als Angebinde gegeben, vielleicht gar bei feierlichen Gelegenheiten als Prologe zur Eröffnung einer neuen Saison vorgetragen, und vor allen Dingen sie sind gedruckt, vielleicht gar auf

schönem Papier und mit glänzender Ausstattung. Alle diese Erfolge werden durch die Unempfindlichkeit des Kritikers nicht verkümmert, und außerdem sind ja noch die Buchhändleranzeigen da, in denen grade das Gegentheil gesagt werden kann, nämlich, daß es seit Homer in der That keinen Dichter gibt, der dieser neuen Erscheinung an die Seite gestellt werden dürfte. Im Ernst gesprochen, unsere moderne lyrische Epidemie hat auch ihre unangenehmen Seiten. Daß jetzt alle Welt, die sich Studirens halber auf der Universität aufgehalten hat, soweit vorgebildet ist, um leidliche Empfindungen und leidliche Gedanken in leidlichen Reimen auszudrücken, das ist ja recht gut, und daß der eine darin mehr Geschick hat als der andere und in seiner Jugend statt zwanzig Lieder, wobei man gewöhnlich stehen bleibt, hundert oder tausend verfaßt, je nach der größern oder geringern Fruchtbarkeit, das ist ja auch recht schön. Aber daß man nun bei dieser Jugendstimmung stehen bleibt und, wir wollen den besten Fall annehmen, Reminiscenzen an gute Stunden — (denn gewöhnlich sind es nur Stilübungen) deshalb für etwas Bedeutendes ansieht, weil sie einmal stattgefunden, das ist doch ein Zeichen großer Schwäche, und die Ausdehnung derselben im deutschen Volk, verbunden mit der krankhaften, erregten Empfindlichkeit, die jeden Mann für einen Gottesleugner ansieht, wenn er nicht in die gleiche Begeisterung ausbricht — das ist doch auch eins von jenen Symptomen, die uns verrathen, daß nicht blos im politischen Leben Deutschlands nicht alles so ist, wie es sein sollte. Wer die Gabe hat, was ihn erfreut oder betrübt, in einer angenehmen Form abzurunden, soll diese Gabe als einen Segen für sich selbst empfinden und es als eine dankenswerthe, aber an sich gleichgiltige That betrachten, wenn andere dieselbe Freude an diesen Bildern haben. Aber wer mit einer fortwährenden Angst sich nach Herrn X. Y. und Z. umsieht, und unglücklich und zornig darüber wird, wenn diese nicht ausrufen: Ein zweiter Goethe! — der wähle einen andern Beruf, denn diese Art der Beschäftigung, statt seine Seele zu adeln, macht sie kleinlich und verkümmert. —

Sämmtliche Dichtungen von Elisabeth Kullmann, herausgegeben von Karl Friedr. v. Großheirich, mit dem Leben, Bildniß und Denkmal der Dichterin und einer Abbildung ihrer Wohnung. 6. vermehrte Auflage. Frankfurt, Brönner. —

Die Dichtungen des jungen Mädchens, dessen zu frühen Tod gewiß jeder bedauern wird, der die interessanten Lebensnotizen dieser Ausgabe durchliest, haben in neuerer Zeit in Deutschland viel Anklang gefunden. Wenn wir nicht irren, so war es Robert Schumann, der ihr gradezu den ersten Preis unter den neuern lyrischen Dichtern zugestand. Dieser Meinung können wir nicht beipflichten. Wir haben vielmehr unter den 600 eingedruckten Doppelspalten, die Elisabeth Kullmann im Laufe weniger Jahre (sie war 1808 geboren und bereits 1825 gestorben), mit Dichtungen angefüllt hat, kein einziges gefunden, das durch eine kräftig con-

centrirte Form, durch Melodie der Sprache und Bedeutung des Inhalts in die Reihen unsrer besseren lyrischen Gedichte eintreten könnte. Aber ebenso haben wir in dieser unendlichen Masse auch nur sehr wenig gefunden, die vollkommen unpoetisch wären. Wenn wir bedenken, daß Elisabeth in der kurzen Zeit ihres Lebens außer dieser ganz unglaublichen poetischen Beschäftigung auch noch dem Studium mehrerer alten und neuen Sprachen mit Eifer und Erfolg obgelegen hat, so können wir ihrer Begabung unsre Anerkennung nicht versagen. In ihren Dichtungen, die durch die ununterbrochen fortgehenden siebenßlbigen ungereimten Verszeilen einen etwas einförmigen Charakter annehmen, finden wir eine sehr lebhaft empfindliche für das Leben der Natur, eine außerordentliche Gabe, die massenhaft aufgenommenen äußeren Eindrücke schnell zu combiniren und unter einen wesentlichen Gesichtspunkt zu befassen, ein warmes und tüchtiges Gemüth und eine Sprachgewandtheit, die grade deshalb etwas Bedenkliches hatte, weil es zu allzuleichem Produciren anregte. Hätten ihre Erzieher den Fluß ihrer Ergießungen einigermaßen gehemmt, statt ihn zu fördern, es würde auf ihre Kunst wohlthätiger eingewirkt haben. Poetischer Inhalt ist genug und übergenuß darin, nicht blos poetisch in dem gewöhnlichen Sinn, sondern individuell aufgefaßtes, durch Inspiration aufgenommenes wirkliches Leben; in dieser Beziehung könnten wir unter den deutschen Dichtern nur Rückert mit ihr vergleichen; allein die Kunst der Formen im höhern Sinne, welcher dem leichten Fluß anmuthiger Gedanken und Empfindungen erst den Charakter der Nothwendigkeit verleiht, hat ihr fast ganz gefehlt und wir zweifeln daran, daß etwas von ihr zu den Denkmälern der deutschen Poesie in spätern Zeiten wird gerechnet werden. —

Wie wird Rußland den Vertheidigungskrieg gegen die Westmächte führen?

Konstantinopel den 17. April.

Vor zehn oder zwölf Jahren fand ich in einer Berliner Militärbibliothek einen starken Octavband, auf dessen Titelblatt, so weit ich mich erinnere, die Worte: „Militärische Monographien“ zu lesen waren. Das Buch enthielt eine Anzahl Aufsätze verschiedentlichen Inhalts; mehre davon betrafen Rußland und namentlich zog einer derselben meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ein praktischer Soldat, wie es scheint von weitem Blick und klarem, scharfem Urtheil, behandelt darin die einzelnen Kriegsfälle, in welche Rußland gerathen könne und entwirft in großen Zügen die Pläne, nach denen man unter gewissen Voraussetzungen zartseherseits zu agiren veranlaßt sein dürfte. Auch der Krieg gegen England und